

Nr. 79. Bromberg, den 7. April 1932.

Die Jungfernfahrt der Christabelle

Roman von Alfred Carl.

11. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.

Das Bett ist zerwühlt, die seidene Steppdecke zerfetzt, der Nachttisch umgestürzt, die Schrankfächer stehen offen, ebenso die Koffer, Kleidung, Wäsche sind herumgestreut, die Seidendecke vom Mitteltisch heruntergezerrt, und die große Kunstglasvase, die auf ihm stand, liegt mit den frischen Blumen — sie wurden wie in allen Kabinen täglich erneuert — in tausend Splittern auf dem Perser.

Das Fenster gähnt weit aufgerissen — in einem Flügel ist die Scheibe zerschmettert . . .

„Ein Raubmord — ein Raubmord von gräßlicher Roheit!" schreit Frau Lang-Müller mit schwankender, sich überschlagender Stimme. „Herr Walker war ein kräftiger Mann — er hat sich wie ein Wilder gewehrt, bevor man ihn aus dem Fenster stürzte!"

Lebram hat es gehört — sofort greift er ein. Sachlichkeit der Darstellung ist jetzt von ungeheurer Wichtigkeit — die Panikstimmung wird nur vermehrt, wenn im Fanfarenton „Raubmord" unter die Passagiere gebrüllt wird.

„Bitte, meine Herrschaften, hören Sie mir einmal zu!" Seine Kommandostimme schafft sich sofort Gehör bis in die hintersten Reihen: „Ein Raubmord ist bis jetzt noch nicht erwiesen — nichts ist überhaupt erwiesen, wir stehen hier vor einem absoluten Rätsel. Aber vielleicht kann einer von Ihnen zur Aufklärung beitragen — war unter Ihnen jemand mit Herrn Althaus näher bekannt oder befreundet?"

Jeder hat den Namen Althaus klar und deutlich verstanden — schon deshalb, weil er für jeden ein Begriff ist, weiß man doch, es ist der Name des Besitzers der Reederei . . .

„Althaus? „Ich denke Walker?" „Herr Althaus . . ." „Wie ist das möglich . . ." „Eine Verwechslung vielleicht . . ." „Wieso Althaus . . ."

Die Verblüffung lähmt für Sekunden völlig jede Initiative bei der Schiffsgesellschaft — den Augenblick benutzt Oelsmann, um hart an Lebram heranzutreten.

„Althaus, Kapitän?"

Lebram faßt sich an die Stirn.

„Herrgott nochmal — der Name ist mir in der Verwirrung entfahren — also gut, Oelsmann . . . sogar besser so: Ja, das war Althaus — bitte, machen Sie sich jetzt ein Bild . . ."

Oelsmanns Fassungsvermögen setzt im Moment völlig aus.

„Ja, aber Kapitän . . . wir glaubten doch . . ."

„Wir haben uns eben geirrt — begreifen Sie denn nicht: ich weiß es seit gestern, seit der Steckbrief kam — Althaus hat sich einwandfrei ausweisen können!"

„Ah — deshalb also wurde er nicht verhaftet?"

„Selbstverständlich nicht — der verdammte Steckbrief war eine Mystifikation, wie die SOS-Rufe gewesen — ich durfte Ihnen gestern nichts mitteilen, Althaus hat es mir ausdrücklich untersagt . . ."

„Und die Gründe für all diese Rätsel?"

„Darüber wollte er keine Auskunft geben — jetzt . . .", Lebram weist auf die verwüstete Kabine — „ist alles natürlich noch viel unheimlicher geworden . . ."

Noch immer arbeitet Oelsmanns Gedankenapparat nicht in voller Stärke.

„Und der Banditenüberfall in Korfu — und wer ist dann Herr Fellnor . . .?"

Der Kapitän läßt einen bitteren Blick über die Passagiere schweifen — Fellnors breite Fechterschultern heben sich aus der Masse der Umdrängenden heraus, sein Gesicht ist im Dämmerlicht des Vestibüls nur in den Umrissen erkennbar. Dann zuckt Lebram erbost die Schultern:

„Was weiß ich, Oelsmann — ein Hochstapler vielleicht, wenn nichts Schlimmeres — aber das tut jetzt nichts zur Sache. Erst müssen wir sehen, ob wir hier weiterkommen. Verdammte Bande" — ein zorniger Blick springt die Passagiere an — „wenn ich sie jetzt bloß irgendwie loswerden könnte. Aber ich bin ja der Affe von den Leuten auf diesem Kasten . . . na, ich will's wenigstens versuchen . . ."

Wieder steigert er seine Stimme und schlägt den Wirrwarr der Rufe zurück, die schon von neuem andrängen. „Sie wissen also jetzt, meine Herrschaften, daß der Inhaber dieser Kabine Herr Atlahus war. Der Inhaber des Konzerns, zu dem auch unsere Reederei gehört — er fuhr aus wichtigen Gründen unter einem Decknamen. Sie werden also einsehen, daß die Untersuchung dieses Falles doppelt wichtig ist — und ich appelliere an Ihr Verständnis und bitte Sie, die schwierigen Ermittlungen nicht durch zwecklose Verwirrung zu stören. Haben wir einen Mörder auf der „Christabelle", so wird man ihn fassen! Morgen sind wir in Caspoli, die Behörden werden sofort alarmiert — bis dahin garantiere ich Ihnen für Ihre Sicherheit! Ich möchte jetzt noch einige dringende Fragen an Sie richten!"

Es zeigt sich, daß Kapitän Lebram nicht umsonst Führer eines großen Schiffes ist. Seine Autorität, die sich auch einer zusammengewürfelten Mannschaft gegenüber durchzusetzen wüßte, verfehlt ihre Wirkung vor diesem kultivierten Kreise nicht. Schweigend wartet man seine Fragen ab.

„Noch einmal, meine Herrschaften: hatte irgend jemand von Ihnen mit Herrn Althaus so engen Kontakt, daß er hier etwas zur Aufklärung beitragen könnte . . .?"

Verlegenes Achselzucken, ratloses Murmeln — jede präzise Antwort bleibt aus. „Oder kann jemand von Ihnen sonst irgendwelche Angaben machen?"

„Vielleicht kann ich Ihnen einen Fingerzeig geben, Herr Kapitän!" Überrascht wendet man sich von allen Seiten Frau Lang-Müller zu.

„Bitte, gnädige Frau . . ." Lebrams Ton ist verletzend ungläubig.

„Ich kenne mich aus in Kriminalsachen, Herr Kapitän! An einem Raubmord ist doch nicht zu zweifeln — nein, nein, meine Herrschaften, verlassen Sie sich darauf, ich irre

mich in diesen Dingen nicht!" ruft sie nach rückwärts — von mehreren Seiten war unklarer Widerspruch zu hören. „Vielleicht ein Racheakt . . ." hat jemand deutlich gerufen.

„Für einen Racheakt spricht doch nichts — Herr Althaus unterhielt mit niemand hier Verbindung. Die Kabine ist nicht nur durch den Kampf verwüstet — alle Fächer sind aufgerissen und durchgewühlt. Da nun niemand mit Herrn Althaus zu tun hatte, wird schwer festzustellen sein, was im einzelnen an Wertsachen geraubt worden ist. Der Mörder, der auf diesem Schiff sein muß, wird eine allgemeine Durchsuchung befürchten — ich möchte sie gar für uns Passagiere fordern, Herr Kapitän!"

Allgemeine Zustimmung schwillt hinter ihr an — „die Kabine auch", verlangt man von mehreren Seiten.

„Es würde sich also empfehlen, das ganze Schiff systematisch abzusuchen. Wenn der Mörder nur ein wenig Überlegung besaß, wird er die geraubten Sachen kaum bei sich tragen — und finden wir sie, wüßten wir wenigstens genau, daß wir vor einem Raubmord stehen!"

„Kann der Mord nicht schon in Athen geschehen sein . . .?(fragt eine Stimme von irgend woher.

Zwei, drei andere widersprechen sofort — man hätte Herrn Walker, Herrn Althaus vielmehr doch bis gegen zwölf Uhr abends noch im Ballsaal gesehen — also zu einer Zeit, als man den Piräus längst verlassen hatte . . .

Lebram hatte sich mittlerweile mit Oelsmann beraten.

„Der Vorschlag ist gar nicht mal so dumm — außerdem lenken wir dadurch die Bande am besten ab. Raus kommt natürlich kaum etwas dabei — wenn die Theorie der Lang-Müller stimmt, wird sich der Mörder schon ein unauffindbares Versteck ausgeknobelt haben. Aber gemacht kann es werden."

„Also gut, meine Herrschaften, ich lasse die Kabine jetzt verschließen, bis in Cospoli die Polizei an Bord kommt — dann muß ich einen vorläufigen Bericht abfassen — aber in einer halben Stunde wird eine genaue Durchsuchung der Christabelle stattfinden, und ich bitte Sie alle, sich daran zu beteiligen."

So wird die verwüstete Kabine in genau demselben heillosen Zustande belassen, in dem man sie auffand. Lebram verschließt persönlich die Außentür und nimmt dann den Schlüssel an sich.

Dann bricht er sich, von Oelsmann gefolgt, energisch Bahn durch die Mauer der Passagiere. Da und dort will man ihn noch mit Fragen aufhalten — aber er schiebt sich weiter. Es drängt ihn, die gräßliche Entdeckung sofort zu Protokoll zu bringen.

Auf der Freitreppe wendet er sich noch einmal zurück:

„Also in einer halben Stunde vor meinem Salon — sämtliche verfügbaren Mannschaften werden ebenfalls zu der Suche herangezogen."

Niemand von den Passagieren verläßt während dieser halben Stunde das Vestibül vor der verschlossenen Kabine . . .

In dichtem Kreis drängt man sich um Frau Lang-Müller, die ihre kriminalistische Erfahrung energisch betont und den wahrscheinlichen Hergang des Mordes rekonstruiert. Aufgewühlt wartet man, bis die vom Kapitän gesetzte Frist verstrichen ist — noch hält das hochgepeitschte Fieber alle in zerrender Spannung, noch tritt die Reaktion der eisigen Lähmung, des frostigen Grauens nicht mit voller Stärke ein . . .

*

„Aus, mein Lieber!" fährt Lebram los, als er die Tür seines Salons hinter sich und Oelsmann ins Schloß wirft. „Hab ich's Ihnen nicht gesagt . . .? Wir haben den Klabautermann auf diesem Höllenkasten — das ganze andere Affentheater war doch noch ein Kinderspiel gegen diese Schweinerei! Passen Sie auf, in Cospoli verlieren wir die Hälfte der Passagiere — die Zeitungen Europas stürzen sich auf diesen Skandal — mich kann das meine Stellung kosten: Ich bitte Sie, auf meinem Schiff wird der Reeder ermordet! Gleich in Triest hatte ich die Nase voll von diesem Inkognito-Krempel — jetzt haben wir den Salat . . ."

Oelsmann ist nicht weniger vernichtet als der Kapitän — seine Vernunft und Gewandtheit kapitulieren jetzt auch. „Das muß doch alles einen bösen Zusammenhang haben!"

„Sicher hat es den — wir kennen ihn nur nicht! Was wissen wir überhaupt: in Korfu wollte man Fellnor überfallen — diesen Kerl haben wir für Althaus gehalten, was uns bei seinem frechen Auftreten kein Mensch verdenken konnte — der richtige Althaus muß das beobachtet haben und hält den Mund dazu — dann hetzt man den Kahn mit verrückten SOS-Rufen vierundzwanzig Stunden hin und her — der falsche Althaus entlarvt einen Falschspieler — vielleicht Konkurrenzneid . . . Weiter: der richtige Althaus soll auf den Steckbrief hin verhaftet werden — bei der Gelegenheit kommt überhaupt erst heraus, daß er der richtige ist — und tags darauf ist er ermordet, weil bis dahin noch nicht genug Theater war. Lieber Oelsmann, wir schwimmen hier isoliert auf diesem Satanskasten, haben keine Behörden zur Hand — wie sollen wir herauskriegen, was für eine Riesenschweinerei da wohl im Gange ist?"

„Verzeihung, Kapitän — kann es nicht doch anders sein: Fellnor ist tatsächlich Althaus — und der Ermordete war ein Hochstapler, der sich bei Ihnen mit falschen Papieren ausgewiesen hat?"

Lebram läßt die Faust schwer auf seinen Schreibtisch knallen.

„Bin ich denn ein Idiot, Oelsmann — bilden Sie sich ein, ich hab mich gestern mit ein paar Wischen zufrieden gegeben? Althaus war ja doch eine halbe Stunde bei mir drin! In der Zeit werde ich, ein langjähriger Angestellter des Konzerns, wohl gemerkt haben, mit wem ich es zu tun hatte! Daß der Ermordete Althaus war, steht außer Zweifel — nur wer Herr Fellnor in der Luxuskabine ist, das ist noch nicht raus! Aber das geht uns ja vorläufig weniger an — nachweisen kann ich dem Kerl bis jetzt nichts . . ."

„Was machen wir nun mit den Passagieren, Kapitän?"

„Der Teufel soll sie holen, alle, wie sie gebacken sind — wenn ich die Stellung hier nicht sowieso loswerde, lasse ich mich wieder auf meinen Frachter versetzen! Bitten Sie wenigstens den Grenzdörffer, er soll weiter den Clown für die Bande machen — aber heute abend wird er wohl auch mit seinem Latein zu Ende sein. Ich habe jetzt, weiß Gott, andere Sorgen — also bitte, Oelsmann . . ."

Lebram legt sich Papier zurecht und taucht die Feder ein.

„Erst mal skizzieren, Oelsmann. Also: Am 12. Mai, 13.10 Uhr . . ."

*

Ein Schiff von 7000 Tonnen, ein Schiff mit sieben Stockwerken soll vier Stunden hindurch — von zwei bis sechs Uhr nachmittags — von einhundertfünfzig Menschen planmäßig abgesucht werden.

Man will damit beginnen, in jedes Rettungsboot hineinzuklettern, und erst bei den Kisten, Säcken und Ballen in den Proviant- und Laderäumen, die doch unter Deck mit der Küche und den Mannschaftskojen liegen, die Suche beenden.

Lebram zieht die Aktion — mit Absicht etwas übertrieben, um das Grauen noch nicht voll aufkommen zu lassen — militärisch auf: die hundert Passagiere und der größte Teil der Besatzung treten um zwei Uhr vor seinem Salon auf dem Gartendeck an — ausgenommen sind nur die unentbehrlichsten Kräfte im Maschinenraum, auf der Brücke, in der Funkerbude und in der Küche.

Sieben Kolonnen werden eingeteilt. Eine führt der Kapitän persönlich, drei die Offiziere, die fünfte der Schiffsarzt, die sechste der Zahlmeister und die letzte der leitende Ingenieur. Jeder werden Passagiere und Mannschaften zugeteilt — jede bekommt ein Deck als Tätigkeitsfeld zugewiesen.

Die Stärke der Kolonnen ist verschieden — für die drei obersten Stockwerke mit den verhältnismäßig übersichtlichen Promenaden und Gesellschaftsräumen braucht man nicht so viel Kräfte, wie für die beiden Etagen mit den Passagierkabinen — die sollen unterschiedslos durchforscht werden, das wird nochmals energisch verlangt.

Man stellt diese beiden größten Gruppen natürlich mehr aus Passagieren zusammen — selbstverständlich soll jeder einzelne Kabineninhaber vor der Durchsuchung seines Zimmers gerufen werden — und gibt ihnen nur ein paar Mann der Besatzung mit bei.

Umgekehrt werden die untersten Decks, in denen die Passagiere sich ohnedies nicht auskennen, vor allem von der Mannschaft durchsucht.

Und hier gehen nur wenige Reisende zur Kontrolle mit — eine Maßnahme, die Lebram trifft, um dem Mißtrauen, das die Schreckensnachricht zwischen Besatzung und Passagiere werfen muß, nach Möglichkeit die Spitze abzubrechen . . .

Die Kolonnen teilen sich — die Streife nimmt ihren Anfang. Man beginnt in allen Stockwerken am Bug und dringt Schritt für Schritt gegen das Heck vor — in sieben Decks übereinander, schieben sich die Ketten, keinen Raum auslassend, jeden beweglichen Gegenstand aufhebend, von seinem Platz rückend, drehend, wendend, langsam Meter um Meter weiter . . . Lebram duldet bei seinen eigenen Räumen keine Ausnahme; auch die Zimmer der anderen Offiziere, die vor dem Ladeschacht in den Passagierdecks liegen, werden nicht ausgelassen. In allen Kabinen rollt man die Perser zusammen, die Betten werden herausgerissen, Koffer und Schränke geöffnet und entleert — jeder findet sich damit ab, daß man seine persönlichen Effekten Stück für Stück aus den Behältern zerrt.

(Fortsetzung folgt.)

Die gute Tat.

Ein kleines Zeitbild von Herbert Grote.

Ein vielbesuchtes Gasthaus im belebtesten Teil der Großstadt. Die Drehtür ist in ständiger Bewegung, und drinnen klappern Teller, Löffel, Messer und Gabeln — ein liebliches Konzert, das alle Vorübergehenden lockt. Die einen gehen hinein, folgen der Lockung, die anderen eilen resigniert weiter, die dritten schimpfen, weil sie kein Geld haben, um dieser Genüsse des irdischen Daseins teilhaftig werden zu können.

Zwei neue Gäste treten ein. Der eine ist ein gemütlich aussehender Mann in den Fünfzigern, nicht schlecht genährt, sauber, doch ohne besondere Eleganz gekleidet, sicher ein Bürger, dem es noch nicht schlecht geht. Der andere ein verschüchterter Junge von zehn Jahren, der mit seinem schäbigen Anzug, den zerrissenen Schuhen und Strümpfen sicher nicht in diese Umgebung paßt. Er empfindet das wohl selbst, denn er zieht den Kopf scheu in die Schultern und folgt dem gemütlichen Herrn nur mit sichtbarem Widerstreben.

Der Geschäftsführer eräugt sofort das ungleiche Paar, kommt mit höflich-erstauntem Gesicht näher. Der gemütliche Herr versteht sofort die stumme Frage, sagt leise: „Ich möchte für mich und den Jungen einen Tisch etwas abseits vom Trubel haben. Wissen Sie, der Bengel gehört einem Arbeitslosen aus dem Hinterhaus bei mir, und ich kann diesen Jammer nicht länger mit ansehen. Der Junge soll sich heute endlich einmal richtig satt essen."

Natürlich ist der Geschäftsführer von soviel Menschenfreundlichkeit — besonders da sie seinem Unternehmen zugute kommen soll — ganz entzückt. Eine halbe Minute später sitzt der gemütliche Herr mit seinem Schutzbefohlenen an einem etwas versteckten Tischchen, der Junge macht große, erstaunte und erwartungsvolle Augen, und der Geschäftsführer geruht, selbst die Speisekarte zu bringen. Er lächelt dabei dem Kleinen aufmunternd und leutselig zu: „Na, heute soll es einmal etwas Ordentliches zu essen geben. Was darf ich Ihnen vorschlagen, mein Herr? ielleicht erst eine gute Grundlage? Etwa eine Königinpastete oder ein Gericht Muschelfleisch?"

„Schön", entscheidet der Gemütliche, „für den Jungen eine Pastete und für mich eine Portion Malossol mit Röstschnitten. Und dann nehmen wir . . . Junge, ißt du lieber Kalb- oder Schweinefleisch? Das weißt du nicht? Ach, stimmt ja, ich habe ganz vergessen, daß du vielleicht seit ein paar Tagen schon kein Fleisch mehr gehabt hast. Seit drei Wochen, sagst du? Armer Kerl! Na, dann nehmen wir für dich ein ordentliches Sahnenschnitzel mit Pilzen. Das soll schmecken! Für mich übrigens auch, Herr Geschäftsführer."

Die Pastete kommt. Der Junge haut ein wie ein Scheunendrescher. Natürlich sind schon Gäste genug auf die beiden aufmerksam geworden. Dafür hat der Geschäftsführer gesorgt. Und nun sehen sie interessiert zu, wie der Gemütliche und sein Schutzbefohlener es sich schmecken lassen: „Ein guter Kerl, was? Daß er den armen Jungen einmal ordentlich satt werden läßt."

Unheimlich übrigens die Mengen, die der Junge vertilgen kann. Das Sahneschnitzel schmilzt vor ihm dahin wie Schnee in der Märzsonne. Und der Gemütliche ist auch kein schlechter Esser. Er läßt eine zweite Portion kommen, und dann streicht er sich wohlgefällig das Bäuchlein. Sein Gesicht glänzt vor Menschenfreundlichkeit und vor Freude über die gute Tat, die er vollbringt.

Endlich sind beide satt. Der gemütliche Herr hat den Wunsch, das gute Mahl mit einer vorzüglichen Zigarre zu beenden: „Was haben Sie denn an Rauchbarem?" Die Zigarrenkisten kommen. Er untersucht alle. Man sieht ihm den Kenner an. Er findet nicht das, was er haben möchte: „Ich rauche nur Vorstenlanden. Na, ich sehe schon, das Beste ist, ich gehe drüben in den Laden und hole mir ein paar. Ober, bringen Sie mir inzwischen einen Mokka! Junge, du bleibst schön hier, und nachher gehen wir zusammen nach Hause, sehen, ob ich euch noch irgendwie helfen kann. Also, in zwei Minuten bin ich wieder hier."

Ein wenig verlegen, wie es nun einmal die Art verschämter Wohltäter ist, geht der gemütliche Herr, von hundert Blicken verfolgt, aus dem Lokal.

Merkwürdigerweise wird aus den angekündigten zwei Minuten eine halbe Stunde. Der gemütliche Herr kommt nicht wieder. Schließlich schickt der Geschäftsführer einen Kellner ins Zigarrengeschäft hinüber. Der Mann kommt atemlos zurück: „Ja, der Herr war drüben, hat ein paar Zigarren gekauft und ist vor einer halben Stunde fortgegangen."

Der Geschäftsführer faßt sich an den Hals. Denn die Rechnung des gemütlichen Herrn macht 27 Mark und 40 Pfennig aus. Finster sieht der Geschäftsführer den Jungen an. Der heult: „Ich will weg!" — „Du bleibst hier, bis die Schupo kommt!"

Die Schupo erfaßt mit geübtem Blick die Lage sofort: „Sag' 'mal, Junge, wohnt der Herr, mit dem du gekommen bist, wirklich bei euch im Vorderhaus?" — „Nein. Ich kenn' ihn gar nicht. Ich hab' draußen vor einem Schlachterladen gestanden, und da ist er auf mich zugekommen und hat mich gefragt, ob ich wohl Hunger hätte und etwas Feines zu essen haben wollte, und dann hat er mich gleich mitgenommen und . . ." — „Na, sehen Sie", sagt der Schupo, „der Junge kann gar nichts dafür. Dieser Gauner hat ihn eben auf der Straße aufgelesen, und da können wir nichts machen."

Natürlich steht das halbe Lokal um den Jungen, den Schupo und den Geschäftsführer herum. Der Bengel heult jämmerlich. „Lassen Sie ihn doch laufen!" mahnt ein alter Herr. „Hier, Junge, hast du fünfzig Pfennig, damit du dir morgen etwas zu essen kaufen kannst, ohne einem Zechpreller in die Hände zu fallen, und vielleicht geben die anderen Herrschaften auch etwas."

Außer dem Geschäftsführer ist alles zufrieden. —

Am Abend sitzen einander in einer Wohnung im Norden zwei Bekannte gegenüber: Der Zechpreller und der hungrige Junge. Sagt der Kleine: „Papa, jetzt mag ich aber bald keine Pasteten mehr essen. Das nächste Mal, wenn wir in ein Wirtshaus gehen, bestellst du mir etwas anderes." — „Schön", ist der gemütliche Herr einverstanden, und dann zählt er die Tageseinnahme: Achtzehn Mark und 35 Pfennig. Man muß damit zufrieden sein.

Polizei und Fliegerbomben in der Arktis

Von Harry Wilkins.

„Get your man!" lautet die reichlich lakonische und umso vielsagendere Losung der Berittenen Kanadischen Polizei. Ins Deutsche übertragen heißt das ungefähr: „Kein Schutzmann kommt zurück, bevor er nicht den Gesuchten verhaftet hat."

Nicht ein einziges Mal in den sechs Jahrzehnten, seitdem die Berittene Polizei besteht, ist sie diesem Grundsatz untreu geworden. Mochte der Schutzmann einen Tag oder zwei Monate lang den Gesuchten verfolgen, bis er ihn stellte,

auf jeden Fall brachte er seinen Mann ins Quartier. Das war ganz selbstverständlich.

„Get your man!“ wurde vor Wochen auch dem Konstabler A. E. King, der auf einer Station im Nordwestterritorium saß, von seinem Vorgesetzten befohlen. Dort oben am Rat River sitzt der Trapper Al Johnson, und die Rothäute beschweren sich, er plünderte ihre Fallen.“ Mit einem anderen Berittenen — im Nordwestterritorium hat der Name eigentlich keine Berechtigung, denn die Konstabler führen ihre Streifzüge zu Fuß, auf Schneeschuhen oder mit dem Hundeschlitten aus — brach King nach Norden auf. Ein Kinderspiel dieses Mal, denn er kannte Al Johnson gut: Ein schrullenhafter Einsiedler, aber ein guter Kerl, der keinen Widerstand leisten würde.

Es sollte ganz anders kommen. Die Blockhütte des Trappers war erreicht, und die beiden Schutzleute freuten sich auf die Wärme. Sie klopften an die Tür. Die blieb verschlossen, aber aus dem Fenster sah plötzlich ein Büchsenlauf hervor. Ein Schuß streckte King schwerverwundet nieder. Also Kampf bis aufs Messer!

Eine qualvolle Fahrt war es, die der zweite Schutzmann auf seinem Schlitten, den Kopf des Verwundeten im Schoß, zur 150 Kilometer entfernten Station machen mußte. Aber noch mehr litt er an der Beschämung, mit leeren Händen zurückzukehren. Der einzige Trost: Mit einem Irren hatten es die Berittenen in der Arktis noch nicht zu tun gehabt. Etwas anderes als Wahnsinn konnte Johnson nicht dazu getrieben haben, auf King zu schießen. Wahnsinn, in der gähnenden Öde des arktischen Winters geboren.

Vier Schutzleute wurden jetzt auf den Fang ausgeschickt. Schüsse empfingen sie. Doch das Feuer kam nicht aus den Fenstern des Blockhauses, sondern unter der Hütte hervor. Der Verrückte mußte sich dort einen Unterstand in die Erde hineingegraben haben. Vier Stunden lang peitschten die Kugeln der Berittenen in das Versteck hinein. Erfolglos. Nicht genügend ausgerüstet, um eine arktische Winternacht im Freien zu verbringen, mußten die Schutzleute niedergeschlagen zurückkehren: „Wir haben ihn nicht.“

Acht Mann erhielten jetzt den Befehl, Johnson tot oder lebendig heranzuschaffen. Sie führten Dynamit bei sich, und es gelang ihnen, die Blockhütte zu zerstören. Und trotzdem schoß Johnson weiter. Sein Unterstand war allem Anschein nach bombensicher. Vor seinem wütenden Feuer mußten die acht Berittenen hinter Bodenwellen und Büschen Deckung suchen. Sobald nur einer den Kopf hob, krachte drüben unter den Trümmern der Blockhütte ein Schuß. Fünfzehn Stunden lang hielten die Schutzleute aus. Dann mußten sie halberfroren und beschämt zurückkehren: „Wir haben ihn nicht.“

Konstabler Millen schwor jetzt, den Kampf gegen Johnson aufzunehmen und nicht ohne den Mann zurückzukehren. Denn die Ehre aller Berittenen stand auf dem Spiel. Er nahm ein paar indianische Führer und drei Kameraden mit. Sie fanden den Unterstand verlassen, und Spuren wiesen nach Norden. „Verrückt!“ knirschten die Berittenen. Bei 35 Grad Kälte in die Schneewüste hinaus zu laufen, bedeutete den sicheren Tod.

Tot? Nein. Denn 45 Kilometer weiter nördlich stand plötzlich ein Schneewall vor den Schutzleuten, und eine Kugel pfiff ihnen entgegen. Aus Schneeklumpen und Eisstücken hatte sich der Irre eine kreisförmige Brustwehr gebaut, die er hartnäckig verteidigte. Die Berittenen umzingelten den Verrückten, schossen, sobald sein Mützenrand auftauchte.

Ein Schuß schien gesessen zu haben. „Mitten zwischen die Augen!“ jubelte der glückliche Schütze. Aber der Führer traute dem Trapper nicht. Zwei Stunden lang hielt er seine Leute noch im Zaum: „Liegen bleiben!“

Dann stürmten alle vier auf ein Kommando vor. Der Mann mußte wirklich tot sein.

Nein! Denn plötzlich krachte ein Schuß hinter dem Schutzwall hervor, und Konstabler Millen brach zusammen. Die anderen flüchteten in Deckung. Einer schickte mit dem tragbaren Sender, den die Berittenen bei sich führten, einen Hilferuf zum Hauptquartier: „Wir halten hier aus, bis Verstärkung kommt.“

Sie hatten den guten Willen dazu. Doch die Kälte besiegte ihn. Bei 45 Grad unter Null kann kein Mensch Posten stehen oder auf der Lauer liegen. Doch einer! Der irre Trapper Johnson. Er benutzte einen unbewachten Augenblick, um aus seinem Stützpunkt zu flüchten.

Die Führung der Berittenen Polizei wollte keinen ihrer Leute mehr unnütz opfern. Flugzeuge sollten die Verfolgung aufnehmen, acht Schutzleuten auf Schlitten als Führer dienen und wenn nur irgend möglich den Wahnsinnigen durch Bomben vernichten.

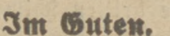
Tagelang zog sich die Jagd hin. Wie ein gehetztes Tier irrte Johnson durch die Schneewildnis. Nur der Wahnsinn trieb den ausgemergelten Körper weiter. Immer schleppender wurden die Spuren im tiefen Schnee.

Dann konnte er nicht mehr weiter. Mit den Händen schaufelte er sich einen Schneewall, und sein Feuer schlug den Verfolgern entgegen. Die Berittenen gingen zu rasch vor. Sie dachten nicht an das Flugzeug, das ihnen im Vernichtungskampf helfen sollte, seine Bomben abwerfen wollte. Auf dreißig Meter kamen sie an Johnson heran. Der Flieger durfte jetzt ihr Leben nicht aufs Spiel setzen. Ein Sergeant erhielt einen Beinschuß. Mit verbissener Wut wollte er weiterkriechen. Ein Brustschuß warf ihn nieder.

Es war der letzte Schuß, den der Wahnsinnige abfeuerte. Ein paar Kugeln trafen ihn gleichzeitig. Die größte Menschenjagd, die von den besten Spürhunden unter allen Polizisten jemals veranstaltet wurde, war zu Ende.

Ihren Mann hatten die Berittenen doch bekommen. Aber wie! Das letzte Opfer des Wahnsinnigen, den schwerverwundeten Sergeanten, rettete nur der sofortige Abtransport im Flugzeug vor dem Tode. Ein anderer war zum Krüppel geschossen, ein dritter tot. Unerhörte Strapazen lagen hinter allen. Die einzige Jagdbeute war die von Kugeln durchsiebte Leiche eines Irrsinnigen.

Lustige Rundschau



Im Guten.



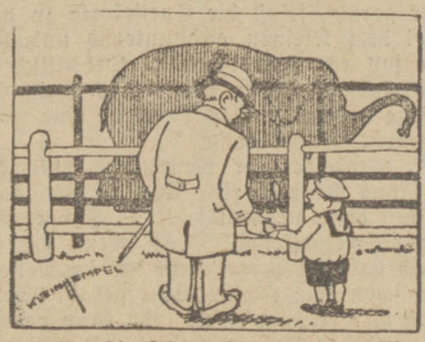
„Wenn Se nicht gleich machen, daß Se hier von meiner Wiese kommen, hau' ich Ihnen die Knochen kaputt!“

„Aber, lieber Mann, ich konnte doch nicht wissen, daß man hier nicht durchgehen darf!“

„Na ja, deshalb sag' ich's Ihnen ja auch erst im Guten!“

*

Im Zoo.



„Vati, sind das die Tiere, die man aus Mücken macht?“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.